

ARAM MATTIOLI

VERLORENE WELTEN

EINE
GESCHICHTE DER INDIANER
NORDAMERIKAS

»Das großartige Buch erzählt
die Geschichte Amerikas aus der
Perspektive der Indianer.«

Eberhard Rathgeb, FAS



Klett-Cotta

Verbundenheit mit ihrem Land und dem Wertesystem der Ahnen, ihre Selbstversorgungsökonomie, ihre weit verstreut liegenden Dörfer und ihren kulturellen Konservatismus.⁶³ Um den problematischen Terminus »Stamm« zu vermeiden, wird in diesem Buch häufig von indianischen Nationen gesprochen. Heute umschreibt »Nation« nicht nur eine verbreitete Selbstsicht der First Peoples, um die eigene, durch Verwandtschaft und Kultur geprägte Gemeinschaft von den anderen indigenen Kollektiven in Nordamerika zu unterscheiden. Der Begriff findet auch im neueren ethnologischen Sprachgebrauch zunehmend Verwendung.⁶⁴ Eine indianische Nation setzte sich aus wirtschaftlich selbstversorgenden, politisch autonomen Lokalgruppen (»bands«) zusammen, die auf die jeweiligen Ressourcen ihres Umlands angewiesen waren.⁶⁵ Es handelte sich um klanbasierte, über »Dörfer« verstreute Subsistenz- und Überlebensgemeinschaften, die wie viele andere indigene Gemeinschaften auf dem Globus meistens über keine Zentralgewalt verfügten, vorstaatlich organisiert waren und doch in Ratsversammlungen selbstbestimmt über ihre wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung entschieden.

Weniger bekannt ist, dass der schillernde Terminus »Nation« bereits in der englischen Kolonialzeit verwendet wurde. Im 17. und 18. Jahrhundert bezeichnete er eine fremde, nicht staatlich organisierte Ethnie und das Territorium, auf dem sie lebte.⁶⁶ So waren die Ethnien der Irokesenföderation seit 1722 als die »Six Nations«, bestehend aus Mohawk, Oneida, Onondaga, Cayuga, Seneca und Tuscarora, bekannt. Außerdem kam der Begriff »Nation« in derselben Bedeutung bis 1871 selbst im offiziellen Sprachgebrauch der USA vor. 1831 definierte der Supreme Court unter Bundesrichter John Marshall die indianischen Gemeinschaften als »heimische abhängige Nationen« (»domestic dependent nations«) und erkannte sie damit zwar nicht als souveräne, aber immerhin als autonome Rechtssubjekte an.⁶⁷ Jedenfalls schlossen die USA zwischen 1779 und 1871 mehr als 400 rechtsgültige Verträge mit indianischen Nationen ab, von denen der Senat 370 ratifizierte. Ein Ende damit hatte es erst 1871, als der Kongress nicht mehr länger der »grausamen Farce« Vorschub leisten wollte, dass die indianischen »Stämme« nationale Unabhängigkeit genießen würden.⁶⁸ Fortan wurden sie als »Mündel« der US-Regierung behandelt. Darin drückte sich eine reale Verschiebung der Machtverhältnisse aus.

Begriffe und Namen sind nie unschuldig, besonders dann nicht, wenn sie wie im Fall der USA Teil der Herrschaftsgeschichte sind.⁶⁹ Fast alle Begriffe, die sich für die Native Americans («savages«, »barbarians«, »heathens«, »redskins«, »tribesmen«, »injuns« etc.) im allgemeinen Sprachgebrauch der euroamerikanischen Invasoren einbürgerten, setzten herab und spiegelten eine wie selbstverständlich in Anspruch genommene »zivilisatorische Überlegenheit« der Eindringlinge wider. Aus anderen Gründen problematisch ist der Begriff »Indianer«, der schon von Kolumbus in die Welt gesetzt worden ist. Denn die indigenen Völker Nordamerikas haben sich lange Zeit über nie als Mitglieder eines einzigen indianischen Großkollektivs gesehen und in ihren Sprachen auch keine Worte für die Gesamtheit der First Peoples gehabt. Ihr Bezugspunkt blieb immer die eigene Nation, das, was sie in ihren Sprachen selber oft einfach nur »das Volk« oder »die Menschen« nannten. Von einem Reporter des »New York Herald« 1877 im kanadischen Exil gefragt, ob er ein Indianer sei, antwortete Sitting Bull: »Ich bin ein Sioux.«⁷⁰ Jedenfalls weckt der Begriff »Indian« bei vielen indigenen Amerikanern bis heute unangenehme Erinnerungen an eine lange Geschichte von Verdrängung, Unterdrückung und gewaltsamem Tod. Überdies ist er nicht nur geografisch falsch, sondern auch doppeldeutig, weil er im Englischen bekanntlich auch Inder bedeuten kann.

Seit den 1970er Jahren haben sich in der amerikanischen Mehrheitsgesellschaft, aber auch unter den Betroffenen selber, immer stärker die Begriffe »Native Americans«, »American Indians«, »First Peoples« und »First Americans« durchgesetzt, ohne dass »Indian« allerdings vollständig aus der Alltagssprache verschwunden wäre.⁷¹ Um auf diese Entwicklung zu reagieren, finden in diesem Buch öfters die neuen englischen Bezeichnungen Verwendung – synonym zum Wort »Indianer«, das in der deutschen Sprache anders als im Amerikanischen nicht grundsätzlich negativ konnotiert ist. Strikt vermieden werden im Text selbstredend Begriffe, die untrennbar mit kolonialen oder rassistischen Denkmustern («Wildnis«, »freies Land«, »Pionier«, »Zivilisation«, »Fortschritt«, »untergehende Rasse«, »Stamm«, »Ureinwohner«, »Eingeborene«, »Steinzeitkulturen«, »Wilde«, »Heiden«, »Voll- und Halbblut« etc.) verquickt sind, außer es handelt sich dabei um Ausdrücke, die in den Quellen auftauchen. In

diesen Fällen werden sie stets durch Anführungs- und Schlusszeichen kenntlich gemacht.

In einer zeitgemäßen Geschichtsschreibung ist ein reflektierter Wortgebrauch äußerst wichtig. Wenn immer möglich werden deswegen die indianischen Eigennamen den Fremdbezeichnungen vorgezogen und damit die Eigenbenennung den oft abschätzigen Außensichten (»Fox«, »Snake«, »Gros Ventres«, »Sioux«). Leider funktioniert das nicht durchgängig, weil manche Namen wie Haudenosaunee (für die Irokesen), Nimi (für die Shoshone), Lenni Lenape (für die Delaware), Absarokee (für die Crow), Numunuu (für die Comanche) oder Diné (für die Navajo) keinen Wiedererkennungseffekt hätten, nur Verwirrung stiften und die Lektüre unnötig erschweren würden. Rigider Sprachpurismus übersieht, dass unserem Denken, unserer Sprache und auch unseren wissenschaftlichen Diskursen allen selbstkritischen Bemühungen zum Trotz stets ein »basaler Eurozentrismus« (Wolfgang Reinhard) eingeschrieben bleibt: »Viele weltgeschichtliche Phänomene lassen sich nämlich gar nicht anders als aus eurozentrischer Perspektive zur Sprache bringen. Das gilt für den [...] Begriff »die Anderen« oder »die Nichteuropäer«, ebenso für »Entdeckung«, für »Neue Welt«, für »West-Indien«, für »Indianer« und erst recht für »Amerika«, das den Namen eines »Amerigo Vespucci« verewigt ...⁷² Unweigerlich stoßen wir hier an die Grenzen der postkolonialen Kritikmöglichkeit.

2.

Nordamerika in der ersten Kolonialzeit

Geteilte Welt, getrennte Schicksale

Das indianische Nordamerika existierte bereits viele Jahrtausende, bevor es vor 525 Jahren in den Gesichtskreis der Europäer geriet. Es war eine Welt voller Geschichte und Kultur, die keinen Vergleich mit der von anderen Erdteilen zu scheuen brauchte. Verstreut über die vergleichsweise dünn besiedelten Weiten zwischen Pazifik und Atlantik, der Hudson Bay und dem Rio Grande existierte ein buntes Mosaik von mehr als 500 indigenen Nationen.¹ Auf der »Schildkröteninsel«, wie manche von ihnen den Kontinent nannten, hinterließen sie alle ihre Spuren, im subarktischen Norden und an der Pazifikküste ebenso wie rund um die Großen Seen, im wüstenartigen Südwesten, entlang des Atlantiks oder am Golf von Mexiko.² Entgegen eines sich bis heute haltenden Vorurteils handelte es sich bei diesen Gesellschaften keinesfalls um Steinzeitkulturen, gründeten viele von ihnen doch auf dem Anbau von Mais, Bohnen und Kürbissen. Einige dieser Ackerbau-Gesellschaften waren hoch entwickelt.

Auf dem zerklüfteten Colorado-Plateau, in und um den Chaco Canyon, bauten die Anasazi zwischen 700 und 1300 unzählige Pueblos in die Felsen, kultivierten auf terrassierten Feldern Mais und legten ein weitläufiges Straßensystem an.³ Weiter im Osten, am Mittellauf des Mississippi, lag die Handelsstadt Cahokia mit ihren 120 von Menschenhand aufgeschütteten Erdpyramiden (»mounds«), die größte Stadt nördlich von Mexiko, in der um 1200 mehr Menschen wohnten als zur selben Zeit in London. Cahokia gelangte als Handelszentrum zur Blüte.⁴ Obwohl die Völker Altamerikas grundsätzlich Selbstversorgergesellschaften waren, standen sie in intensivem Kontakt

mit ihren jeweiligen Nachbarn. So legte sich ein weitgespanntes Handelsnetz über fast ganz Nordamerika. An zentralen Handelsorten, in die fest etablierte, oft Hunderte von Meilen lange Routen führten, wechselten begehrte Waren ihren Besitzer.⁵ Kurz, das alte Nordamerika war sich selbst genug und wartete nicht darauf, von Europäern »entdeckt« und »zivilisiert« zu werden.

Als die Spanier um 1500 an dessen Küsten aufkreuzten, standen dem Kontinent die dramatischsten Veränderungen seiner Geschichte bevor. Kaum ein Stein sollte in den folgenden Jahrhunderten auf dem anderen bleiben. Es ist nicht falsch zu behaupten, dass Kolumbus' Landung auf Guanahani am 12. Oktober 1492 den Lauf der Menschheitsgeschichte für immer veränderte.⁶ Doch liegt die Bedeutung dieses Ereignisses nicht darin, dass der genuesische Seefahrer in spanischen Diensten eine »Neue Welt« entdeckte, wie die Geschichtsschreibung zu lange glauben machte. Kolumbus und seine Nachfolger verknüpften vielmehr zwei Kontinente und ihre Menschen, die zuvor nichts voneinander gewusst hatten, immer enger und brachten die vormals isolierten Räume in immer intensiveren und rascheren Austausch miteinander – bis zum heutigen Tag.⁷ Kolumbus' Seereisen machten den Atlantik nicht nur zu einer »Art Binnenmeer«, sondern ließen bis 1750 auch *eine* Atlantische Welt entstehen.⁸ Überdies löste seine legendäre Erkundungsfahrt in Nordamerika selber Kettenreaktionen und Schockwellen aus, die alle daran beteiligten Zivilisationen grundlegend veränderten.⁹

Durch die europäische »Invasion« (Francis Jennings) entstand in Nordamerika nach und nach eine zwischen Indianern, Europäern und afrikanischen Sklaven geteilte Welt, die nur noch wenig mit der des präkolumbischen Amerika gemein hatte. Die Neuankömmlinge, die seit dem frühen 17. Jahrhundert in immer größerer Zahl über den Atlantik segelten, trafen auf eine ebenso bunte wie kleinteilige Welt, die aus Hunderten von indianischen Gemeinschaften mit jeweils eigener Kultur, Sprache und Wirtschaftsweise bestand. So unterschieden sich die Nationen des nordöstlichen Waldlandes, für die eine gemischte Ökonomie charakteristisch war, stark von den Wildbeutern in Kalifornien und diese wiederum von den Lachsfischern des Pazifischen Nordwestens oder den sesshaften, mit Wasserarmut kämpfenden Pueblo-Kulturen des Südwestens.¹⁰ Der mannigfaltigen Topografie und